

ESTHONIA A-3220

Zwei Welten

Detloff Klatt

24 1,50

ESTIOA

A-3220

Mr. 4436

Angela Perry

Zwei Welten.

Bilder aus
Flandern und Baltenland

von

DETLOFF KLATT.

4-A

48379

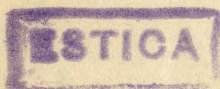
Franz Kluge.

Reval, 1919.

Est. A



31373



A-3220

Kennst Du den Wettstreit all der tausend Welten,
die unser kurzes Leben wild umwerben — so wirst
Du hier zwei Welten kennen lernen, in denen alles
Erdenleben fest verankert ist.

Und dieser beiden Welten höchste Einheit mußst
Du suchen — sonst bleibst Du fremd auf dieser Erde!

Rosen der Liebe.

Heut' war ich wieder auf dem Friedhof der deutschen Soldaten. Ein Grab ist immer noch besonders liebevoll geschmückt. Um das schlichte Holzkreuz ranken zärtliche Kletterrosen, und inmitten des Hügels duften immer aufs neue frische, blühende Rosen.

Oft schon, wenn mein Weg mich durch die lange Friedhofsallee zwischen den Gräberbeeten der Kameraden hindurchführte, blieb mein Blick auf jenem Rosenhügel haften.

Du junges Leben, dachte ich, wieviel Liebe nahmst du mit ins dunkle Reich, wenn aus dem Grabe noch so viele Rosen sprossen!

Und wieviel Liebe liebest du hellstrahlend hier zurück, wenn treue Hände nimmer müde werden, deine Rosen zu hüten.

Der Odem zweier Welten lebt in ihrem Blühen; denn erst mit deinem Tode sind alle Lebensknospen aufgesprungen.

Wer mag der treue Hüter dieser Rosen sein?

Haben die fernen Eltern einen fremden Gärtner mit ihrer Pflege betraut?

Steht in der Nähe noch ein Kamerad, und kommt er, diese Stätte mit Rosen der Liebe zu schmücken?

Als ich dann wieder zu dem Friedhof kam — im Frühling war's, die ersten Rosen blühten, — da stand das Kreuz nicht mehr. Die Kletterrosen rankten auf der Erde, und zu Häupten des Hügels war ein großer Graben geschaufelt.

Ich plaudere ein wenig mit den Soldaten, die die Gräber unserer Kameraden pflegen, und erkundige mich nach ihrer Arbeit an diesem Hügel.

Noch während wir sprechen, sehe ich hinter der Friedhofsmauer ein junges Mädchen, das scheu und ängstlich zu uns herüberblickt.

Was mag sie wollen?

„Seit einigen Tagen, seitdem wir an diesem Grabe arbeiten, geht sie hier immer auf und ab. Sie hat uns schon dreimal angesprochen. Soviel wir verstanden haben, möchte sie wissen, ob der Sarg gehoben und nach Deutschland übergeführt werden soll.“

Es war Mittagszeit. Die Soldaten legten die Arbeit nieder und gingen zum Essen.

Ich wanderte noch einmal die schattige Allee

entlang und schaute hinüber zu dem schlanken Mädchen mit dem scheuen, zagenden Gang.

Wie ein Vöglein, dessen Nest in Gefahr schwebt, von Menschenhänden berührt zu werden, mit schwirrem Flug sein Nest umflattert, aber es kann nichts retten, kann nichts als abwarten, ob die Gefahr vorübergeht, so umsorgte das klopfende Mädchenherz dies kleine Stückchen Erde.

Als ich den Friedhof verlasse, steht sie noch immer auf der kleinen Erhöhung und schaut hinüber zu den deutschen Gräbern.

So scheu und versonnen ihr Auge auch ist, eine einzige, große Frage liegt brennend in seinem Blick: Was wird werden?!

Sie möchte mich ansprechen. Sie wagt es nicht!

Ich trete auf sie zu. „Sie möchten gern wissen, was mit dem Grab geschieht, an dem unsere Soldaten seit einigen Tagen arbeiten?“

Sie antwortet nicht. Sie kämpft mit Tränen.

„Dem gefallenen Kameraden wird von seinem Regiment ein Denkmal aus Stein gesetzt.“

„Dann bleibt er also hier?!“

In wenigen Minuten erfuhr ich das Schicksal zweier Menschenherzen.

Schon vor dem Kriege trug sie ein Ringlein an der Hand. Sie zog es vom Finger und zeigte es mir. Dies Ringlein, das zwei Menschen — zwei Welten — so eng und treu verbunden hielt!

Nach einigen Wochen war ich wieder auf dem stillen Acker. Die Knospen waren voll erblüht, die

Kletterrosen umarmten schon traulich den neuen,
kalten Stein. Der ganze Hügel stand in roten Blüten,
und von dem Grabe sah man weiter nichts als das
Kreuz — und die Rosen der Liebe.

Erblindet . . .

Unser Kamerad lebte immer noch der Hoffnung, man würde ihm bald die Binde von den Augen nehmen und ihm damit den langersehnten Tag des Lichtes wiedergeben.

Damals, als beim Verbinden der letzte Schimmer zu erlöschen drohte und er in tiefster Seele erbebte, hatte ihm die Schwester so hoffnungsfroh gesagt: „Peter, wenn der Christbaum brennt, nehmen wir die Binde wieder ab, dann werden Sie wieder sehen können!“

Nun stand Weihnacht vor der Tür.

Aber ihm bangte vor dem ersten Blick in den strahlenden Weihnachtsbaum.

„Schwester“, sagte er alle Tage, „wenn mein Auge nach so langer Nacht plötzlich die Welt des Weihnachtsglanzes schaut, Schwester, ich fürchte, dann wird mein

Auge wieder krank! Kann ich nicht vorher schon ein wenig ohne Binde sein?“

Da kam eines Tages der Chefarzt zu mir heran: „Mein Lieber, Sie müssen dem Peter möglichst zart und schonend sagen: Er hat nichts mehr zu hoffen, er ist unheilbar blind!“

Nun saß ich im Vorortzug und fuhr zum Blinden ins Lazarett. Grausamer Gedanke: dem Kameraden seine heißgeliebte Hoffnung rauben, und damit alle seine Zukunftspläne.

Ich saß und sann und grübelte. Wie wird er's tragen? Wird er die Wahrheit höher stellen als den Schein? Wird eine innere Welt in ihm erstehen, wenn diese äußere in Nacht versinkt?

In mein Sinnes- und Grübeln klingt das herzliche Lachen dreier Kinder, die mit der Mutter in demselben Abteil sitzen. Immer übermütiger wird das Lachen der Kinder. Die Mutter schaut von ihrem Buch auf, um die kleine Schar zu beschwichtigen.

Zum ersten Mal in meinem Leben hat mir ein Kinderlachen weh getan!

„Kinder“ sagte ich, „wer kann wohl raten, wo ich hinfahre?“ Nun ging ein heiteres Raten an.

Endlich sagte ich es ihnen. Ich fahre zu unseren Verwundeten ins Lazarett!

Sie möchten mit. In den fröhlichen Kinderaugen leuchtet mehr als flüchtige Neugierde. Aus ihnen spricht zugleich das zarte, unbewußte Mitempfinden reiner Kinderherzen an dem großen Leid, das unser Volk zu tragen hat.

„Heute nicht, Kinder, denn ich fahre zu einem Blinden.“

Bei diesem Worte huscht ein eigenartig weher Ausdruck über die blanken Kinderaugen.

Ich selbst erschrak. Wenn dieses kleine Wort sogar die sonnige Kinderwelt einen Augenblick verdunkelt, — wie grausam wird das Wort dann für den Blinden klingen!

Und ich erzähle den lauschenden Kindern, wie ich ihn trösten will.

Allmählich hellen sich die Kinderaugen wieder völlig auf, und ich bin erstaunt, mit welcher Innigkeit die Kleinen mir ins Wunderreich der Blinden folgen.

Auf einmal schließt das Kleinste fest die großen Augen und ruft uns glückstrahlend zu: „Jetzt bin ich blind, und kann euch doch noch alle sehen!“

Als ich den Zug verlasse, bin ich viel sicherer geworden. Habe ich die Kinder so leicht und schnell aus ihrer sonnigen Welt hinübergeführt in die Schatten der Nacht, so wird mir wohl auch der Kranke furchtlos folgen.

Durch den düsteren Dezembernebel flackert das Fensterlicht des großen Lazarets.

Ich komme zum Blinden.

Die Schwester liest ihm gerade etwas vor. Ich unterbreche sie.

„Peter, hier hab' ich ein Buch für Sie gefunden! Daraus können Sie Geduld lernen, und Freude am Leben.“

Dann erzähle ich ihm das Schicksal Hellen Kellers,

lese ihm einige Stellen aus ihrem Buche vor und schildere ihm die beiden Welten, in denen unser Leben, trotz aller Stürme, fest verankert ist.

Am anderen Tage mußte ihm die Schwester noch mehr aus dem Buche vorlesen, und dann noch mancher seiner Kameraden.

Als ich nach wenigen Tagen den Blinden wieder besuchte, nahm er mich beiseite: „Herr Pfarrer, ich glaube, heute Nacht — bin ich ganz erblindet.“

Ich drückte ihm stumm die Hand. Er hatte sich in sein Schicksal gefunden.

Als Weihnacht kam, und wir uns alle an dem strahlenden Baum erfreuten, zupfte Peter mich am Arm.

Ich beugte mich zu ihm nieder und er flüsterte mir ins Ohr: „Ich sehe auch den Weihnachtsbaum, aber mit den Augen — einer anderen Welt!“

Der Künstler.

Der Bursche meldet den Besuch des Hauptmanns Ich habe gerade zwei Briefe beendet, die Trauerkunde nach der Heimat tragen sollen, und freue mich doppelt auf ein Plauderstündchen mit dem Künstler im feldgrauen Kleid.

Bald saßen wir am behaglichen französischen Kamin.

Mein Freund war heute eigener Stimmung. Immer wieder warf er mit kurzem Schlag die frische Asche seiner Zigarette in das knisternde Kaminfeuer und lächelte, wenn die tote Asche in der Glut wieder zu feurigem Leben erwachte.

„Also meine Ablösung ist da. Morgen geht's wieder in den Graben! Volle achtzehn Monate habe ich in dieser Stadt gelebt. Niemand weiß, was diese Monate für meine Kunst, für mein Leben bedeuten! Auch Sie nicht, lieber Freund!

Sie kennen ja fast alle meine Werke aus der Friedenszeit, und standen oft vor meinen Liller Skizzen und Entwürfen. Und mehr als einmal sprachen Sie von einer neuen Richtung in meiner Kunst.

Heut sollen Sie die Seele kennen lernen, die diese neue Welt in mir heraufgeführt.

Darum kam ich hierher. Sie müssen diese Seele schützen, wenn ich nun Abschied von ihr nehmen muß!“

Und er entrollte mir das Schicksal einer jungen Waise:

„Zu Beginn des Krieges war sie mit der Mutter in die große Stadt gezogen. Die Mutter wurde krank und starb. Da besetzten die Deutschen die Stadt. Nun war sie doppelt einsam unter fremden Franzosen und feindlichen Deutschen.

Scheu und zurückgezogen lebte sie in den weiten Räumen ihres Hauses wie ein zages Reh in Waldestiefen.

Durch einen Zufall lernte ich sie kennen.

Die Kunst brachte uns allmählich näher.

Heut muß ich sagen, sie ist mit meiner Kunst aufs innigste verbunden.

Sie wissen ja, wie ich jene Deutschen verachte, die alles Fremde anbeten und verehren. Sie wissen auch, dort vorne in den Gräben ist mir der Haß ins schwere Blut geschlagen.

Nun werden Sie ermessen können, was ich in dieser Zeit im Innersten durchlebt und mir erkämpft habe.

Die junge Waise hat mir mehr gegeben als sie selber weiß.

Sie gab den Werken, die ich schuf, nicht nur die Anmut und das Ebenmaß, sie hauchte ihnen auch das Leben ihrer Seele ein.

Sie war mir Muse und — Modell, sie schuf mit mir und führte mich zu immer neuen Höhen.

Das Irdische versank in ihrer Gegenwart, und nur die Geister blieben wach, die in dem reinen menschlichen Geschöpf die Schöpferkraft des Höchsten schauen.

Wenn ich, vertieft in ihren Anblick, die Offenbarungen genoß, die ihre Schönheit meiner Künstlerseele schenkte, und unsere Fenster von dem nahen Trommelfeuer klirrend zitterten, empfand ich nichts von diesem wilden Gegensatz der Welt, denn ich bezwang ihn jubelnd durch die Kunst zu schöpferischer Harmonie!

So kommt es, daß der Abschied mich nicht niederwirft. Nicht Trauer, sondern Dank erfüllt dies Herz. Ein unauslöschlich heißer Dank dem Kriegsgeschick, das mir gestattete, so lange meiner Kunst zu leben, und mich zu diesem Wesen führte.“

Er hatte sich erhoben. Das flackernde Kaminfeuer umleuchtete seine hohe Gestalt. Er stand wie ein Kämpfer am Lagerfeuer.

So unergründlich tief, und dennoch klar, hab' ich noch nie in eines schöpferischen Mannes Herz geschaut!

Ich sah, wie Frauenschönheit auf den Künstler

wirkt, und wie sein Schaffen abhängt vom Geschöpf.

Der Hauptmann wandte sich zum Gehen.

„Mit meinem Fortgang sinkt die Waise jäh zurück in ihre Einsamkeit. Dem ist sie nicht gewachsen. Darum klammert sich ihr junges Leben fest an eine Hoffnung: zurückzukehren in ihr Kinderland.

Sie müssen ihr dazu helfen.“

Als wieder ein Sonderzug nach Frankreich fuhr, war ich auch auf dem Bahnsteig.

Die junge Waise stand einsam am offenen Wagenschlag. „Tausend Dank und tausend Grüße“, flüsterte sie mir zu.

Dann trug sie der Zug aus der Stadt der Ruinen in das Land ihrer sonnigen Kindheit.

Am Himmel stiegen die Leuchtraketen gleich feurigen Sternen auf und nieder.

„Sie leuchten deinem Freunde“, dachte ich, „der in die dunkle Nacht der Feinde späht.“

Abendsonne.

Mein Weg führte mich wieder einmal an dem alten, stimmungsvollen Park vorbei.

Eine hohe Steinmauer trennt ihn von der staubigen Landstraße, auf der die deutschen Sturmkolonnen mit ihrem ununterbrochenen Troß westwärts drängen.

Der Besitzer, ein vornehmer alter Fabrikherr, stand in dem großen Steinportal und schaute auf den endlosen grauen Strom, der an seinem stillen Park vorüberflutete.

Ich hatte schon vor Wochen, bei der Anlage eines Soldatenfriedhofes seine Bekanntschaft gemacht.

Als ich näher komme, tritt er einige Schritte auf mich zu: „Mein Herr, haben Sie einige Minuten Zeit für mich?“

Ich springe vom Pferde und folge ihm in den großen, schattigen Park.

Die Linden blühten, der Rasen stand in schwellendem Grün und ein buntes Blumenbeet begrüßte lebensfroh den fremden Gast.

Die Welt des Krieges war versunken — ein Reich des Friedens nahm uns auf.

Wie eine Insel im wogenden Meer lag dieses Zauberland im eisendurchwühlten Flandern.

Glücklicher Greis, dachte ich, dir blieb dein Stückchen Heimat unversehrt!

„Ich danke Ihnen von ganzem Herzen,“ begann der alte Herr, „daß Sie mir einige Minuten schenken wollen. Sie sind an Leid gewöhnt, drum werden Sie mich gut verstehen!“

Wie eine kalte, schwere Faust legte sich dies Wort auf meine Seele. Auch diese Welt des Friedens ist mit Leid erfüllt!

„Sehen Sie dort drüben meine drei Fabriken. Sie liegen in Trümmern! Die Arbeit meines Lebens ist vernichtet. Ich war ein reicher Mann, heut bin ich bettelarm!“

Dabei straffte sich der Körper des alten Herrn, und ein Feuer lag in seinen Augen, als fühle er sich stark genug, sein Lebenswerk von neuem zu beginnen.

„Aber das ist nicht mein größtes Leid, daß ich ein armer Mann geworden bin. Viel größer ist der Schmerz, den ich im Herzen trage. Von meinen fünf Kindern und meinen vielen Enkelkindern habe

ich seit drei Jahren keine Nachricht. Der Krieg hat mich — einsam gemacht.“

Lange gingen wir schweigend nebeneinander her.

Von Zeit zu Zeit wandte er sich zu mir: „Dort unter der alten Linde haben wir die Hochzeit meiner Tochter gefeiert! — Dort ist der Lieblingsrasen meiner Enkelkinder. Wie oft habe ich mit ihnen dort gespielt und gescherzt. — Von dieser Höhe winkten wir meinen vier Jungen nach, als sie ins Feld rückten. Wo mögen sie heute sein?“

Als ich dem tapferen Alten die Hand zum Abschied reichte, hielt er sie einen Augenblick fest. „Herr Pfarrer“, sagte er, „die meisten Menschen sehen dort draußen immer nur, wie dieser Krieg unser Land verwüstet, — aber noch viel furchtbarer ist die Zerstörung, die er in der verborgenen Welt des Herzens anrichtet.“

Auf dem Heimwege hatte ich nur einen Gedanken: Wie kannst du dem Einsamen ein wenig Sonne in den Abendschatten seines Lebens lenken?

Er hatte mir von einer Tochter erzählt, die mit ihren beiden Jungen im besetzten Gebiet lebe.

Nach einigem Bemühen gelang es mir, sie in sein Haus zurückzuführen.

Wenn ich dann später an dem Park vorüberritt — es war gewöhnlich um die Stunde der sinkenden Abendsonne — stand einer der Jungen — oder die Mutter — oder der glückliche Alte auf dem Ausguck des Parkes und winkte stumm zu mir herüber.

Im Feld zur heil'gen Nacht.

Und wieder — heil'ge Nacht in Feindesland —
Und wieder steht der Kreis der Kameraden
In stiller Andacht um den Lichterbaum.
Und unsichtbare Brücken schlägt ein lieb Gedenken
Wohl hin — zum Elternhaus, — zum eig'nen Heim,
Wo muntre Kinderstimmen Weihnachtslieder singen,
Wo in den Chor des Jubels tausend Fragen klingen
Und jene eine immer wiederkehrt:
„Wann kommt der Vater heim? — Wir möchten ihn
umarmen
Wie Dich — lieb Mütterlein — in dieser Jubelstund!“
Und sieh! Dein Weib weiss jedem eine Antwort.
Sie nimmt ihr Mädel sanft in ihren Arm,
Streicht ihrem Jungen kosend übers Haupt
Und denkt — an dich, wie du — an sie — in dieser
Stund.

Und wo ein Mütterlein im greisen Haar
Im einsam stillen Stübchen fromm die Hände faltet
Für ihren Jungen, den sie lang nicht sah,
Da läuten Weihnachtsglocken Frieden ihr ins Herz.
So grüßen traute Heimatbilder
In dieser Stunde mild zu uns herüber,
Und jeder schaut sein Bild im Glanz des Lichter-
Dann aber wendet sich der Blick [baumes. —
Und schaut hinein in eine andre Welt,
Wo Tod und Wunden blut'ge Weltgeschichte schreiben:
Euch, die ihr kämpft in Sturmesnacht,
Euch, die ihr stöhnt in Leidensnacht,
Euch, die ihr schlaft in Todesnacht,
Euch — diesen Gruß — zur Weihenacht.

Mög' Sturmes- und mög' Leidensnacht,

Mög' bitterkalte Todesnacht

Zur Weihenacht euch werden! —

Und alles Ew'ge dieser Stund

Soll künden uns des Dichters Mund:

„Heil'ge Nacht, mit tausend Kerzen

Steigst du wiederum herauf,

O — so geh' in unsern Herzen,

Stern des Lebens, geh' uns auf!

Sieh, im Himmel und auf Erden

Lacht der Liebe Sonnenschein:

„Friedel!“ soll's noch einmal werden

Und die Liebe — König sein!“

Emil Schäfer zum Gedächtnis.

Nach angestrengtem Tag saß ich im Kreise meiner Freunde und hörte ihren heiteren Kriegsgeschichten zu.

Am frühen Morgen, der uns viel Schwerverwundete und Sterbende gebracht, hätte ich nicht gedacht, daß uns der Abend so lebensfroh und lustig finden würde.

Aber das ist ja die Eigenart dieses furchtbaren Krieges, daß seine scharfen Gegensätze tagtäglich auf uns einhämmern.

Spätere Geschlechter werden wohl grübelnd vor der Frage stehen: Woher kam die Kraft, die die deutschen Männer und Jünglinge befähigte, lange Jahre hindurch einer ganzen Welt von Gegensätzen zu trotzen und sie innerlich zu überwinden?

Wir können heute nur das eine sagen: Die Kraft wuchs immer, wenn der Wille siegte!

Inmitten unserer heiteren Erzählung werde ich von einem Leutnant abberufen, der mich umgehend zu sprechen wünscht.

Als ich zu den Freunden zurückkehre, bin ich ganz anderer Stimmung. —

Der Staffelführer Emil Schäfer ist gefallen.

Schon am andern Tage stehen wir an seiner Bahre.

Das milde Dunkel des stillen Gotteshauses umfängt die wetterharten Männer mit ihren ausdrucksvollen, ernsten Zügen.

Zwei Welten scheinen sich hier zu begegnen, um sich zu beugen vor der Allmacht Gottes.

Das ist ein Anblick, den man nie vergißt. Die deutschen Brüder mit dem Stahlhelm unterm Arm, im Frieden des alten Gotteshauses, um letzten Abschied von dem Freunde zu nehmen.

Der Orgel sanfte Melodie tönt leis' und klagend durch das weite Gotteshaus und zieht die Geister alle ungemerkt in ihren Bann.

Das stimmt auch rauhe Herzen weich und andachtsvoll. Und schwillt die Orgel dann allmählich zum Choral, so klingt's von allen Lippen wie ein heilig Beten:

Soll's uns hart ergehn,

Laß uns feste stehn

Und auch in den schwersten Tagen

Niemals über Lasten klagen;

Denn durch Trübsal hier

Geht der Weg zu dir.

Ich sprach über das Gotteswort: „Niemand hat größere Liebe denn die, daß er sein Leben läßt für seine Freunde!“

„Eine heilig-ernste Stunde hat uns hier vereint. Einen deutschen Helden wollen wir zum letzten Male grüßen.

Im Herzen dieser großen Stadt, die er so oft in kühnem Flug umkreist, inmitten der Mannen seiner Staffel, inmitten all der trauernden Kameraden tönt uns sein Abschiedswort entgegen, so kühn und stolz und voller Kraft, wie dieses Helden Leben war: „Niemand hat größere Liebe denn die, daß er sein Leben läßt für seine Freunde!“

Mit uns trauern sie alle dort draußen, die so oft in schweren Tagen aus ihren Sturmgräben heraus die Staffel Schäfer und ihren sieggewohnten Führer grüßten, trauern all die Ungezählten in der Heimat, die neben Immelmann und Bölcke nun auch Emil Schäfers Heldentod beklagen.

Und ich sehe im Geist an dieser Bahre auch die Manen jener Kämpfer weilen, die, durch seine Hand besiegt, ihn nun dorthin geleiten, wo es keinen Kampf mehr gibt, kein Leid und kein Weh!

Und immer enger wird der Kreis. Ich sehe ein trauernd Elternpaar, das seinen einzigen Sohn dem Vaterland geopfert. Wer kann den Schmerz der Elternherzen messen?

Ihr Kameraden, die ihr Väter seid, denkt an euren Jungen daheim, den ihr auf den Knien gewiegt, denkt an die nimmermüde Mutterliebe, die

ihren Jungen betreut und gepflegt, und ihr fühlt etwas von jenem Schmerz, der heute durch das Elternhaus des tapferen Helden flutet.

Ja, wir denken eurer, Vater und Mutter in der Heimat, wir beugen uns vor eurem Schmerz und flehen zum Herrn des Himmels, er möge euch nahe sein mit seinem Geist und seiner Kraft, daß der Gedanke euch zum Trostwort werde: „Niemand hat größere Liebe denn die, daß er sein Leben läßt für seine Freunde!“

Dich aber, teures Schwesternherz, in letzter Stunde noch in unserer Mitte hier erschienen, dich grüßt der Kreis der Kameraden ehrfurchtsvoll in schwerer Stunde, dir drücken wir in stummer Trauer still die Hand: sei stark und fest. Und wenn du mit der sterblichen Hülle deines Bruders zu den Eltern kommst und der Schwester daheim, dann, wir bitten dich, erzähle ihnen von der Weihe dieser Abschiedsstunde, daß bei allem Schmerz und aller Trauer uns dieses Heldenwort beseelt, getröstet und begeistert hat: „Niemand hat größere Liebe denn die, daß er sein Leben läßt für seine Freunde!“

So möge denn noch einmal das Bild des teuren Verstorbenen vor unsere Seele treten, so klar und deutlich, wie in den schönsten Tagen seines Lebens. Ich habe ihn leider nicht näher gekannt, und bin deshalb nicht imstande, euch hineinzuführen in die tiefsten Tiefen seines Herzens und seines Wesens. Aber gerade darum möchte ich jeden einzelnen von euch bitten, in dieser Stunde noch einmal alles dessen zu gedenken, was ihr ihm verdankt.

Wie von selbst gehen da die Gedanken zurück nach seiner Kindheit goldenen Jugendzeit, und all die unvergeßlichen Bilder des Kinderlandes stehen noch einmal mit leuchtenden Farben vor eurer Seele.

Im Kreise der beiden Schwestern wuchs er auf, im sonnigen rheinischen Elternhaus. Seine Vaterstadt gab ihm seine Bildung, die väterliche Fabrik seine Ausbildung im Beruf des Vaters. Sein Jahr als Einjährig-Freiwilliger diente er bei den Goslarer Jägern in dem ehrwürdig-anmutigen Städtchen im Harz. Dann ging er ins Ausland, nach London, nach Paris. Hier, im Herzen Frankreichs, traf ihn die Nachricht vom Ausbruch des Krieges. Er eilte in die Heimat und rückte mit den 7. Reserve-Jägern ins Feld. Wir finden ihn beim Siegesmarsch durch Belgien, bei der Belagerung Maubeuges, bei den Stellungskämpfen an der Aisne. Schon im September wurde er bei einem siegreichen Sturmangriff durch ein englisches Dum-Dum-Geschoß schwer verletzt, und erst nach 7 Monaten durfte er wieder ins Feld. Nicht lange blieb er bei seiner Truppe. Er wollte Flieger werden. In der Fliegerschule Köslin bestand er schnell die beiden Pilotenprüfungen und wurde bald darauf einem Kampfgeschwader im Osten zugeteilt. Dort hat er in 50 nächtlichen Flügen über 6000 kg. Bomben auf feindliche Anlagen abgeworfen.

Die schönste Erinnerung an diese Zeit im Osten war für ihn jener Tag, an dem sein Kampfgeschwader sich einem russischen Kavallerie-Korps, das bis über den Stochod vorgedrungen war, entgegenwarf

und das Korps durch Bomben und Maschinengewehrfeuer zwang, sich über den Fluß zurückzuziehen.

An die Westfront befohlen, gelang ihm beim ersten Fluge über dem Priesterwalde schon der erste Abschluß. Nun reihte sich in schneller Folge ein Luftsieg an den anderen. Der Heeresbericht nannte seinen Namen. Richthofens Staffel nahm ihn auf und sah mit Stolz auf seine Siege.

Bald wurde er selber Staffelführer und kam ganz in die Nähe der Stadt Lille. Kurz zuvor war ihm ein Meisterstück gelungen, die einzige Tat, von der der sonst so Schweigsame, wenn man ihn fragte, gern erzählte.

Es war bei Monchy le Preux. Beim Abschluß eines Engländers war er im heißen Kampf dem Erdboden zu nahe gekommen. Man zerschloß ihm Benzintank und Motor. Er mußte zwischen den feindlichen Linien, 45 Meter von den englischen Gräben, landen. Der Boden war wie ein Sieb durchlöchert. Aber die Landung glückte, und was ihm fast unmöglich schien, er erreichte über das Schußfeld und die platzenden Granaten der Engländer hinweg endlich bei sinkender Nacht die deutschen Gräben.

Mit seiner Staffel war er aufs innigste verwachsen. Als er vom ersten gemeinsamen Kampfflug zurückkehrte, erwartete ihn die höchste Auszeichnung, die der oberste Kriegsherr verleihen kann, der Orden pour le mérite.

Sein Siegesflug ging weiter. Am Abend vor seinem Tode bezwang er den 30. Gegner. Dann

stieg sein letzter Erdentag herauf. „Morgenrot, leuchtest mir zum frühen Tod!“ Wie immer führte er die Staffel. Da war der Feind. Er griff ihn an. Der Kampf war kurz. Da plötzlich saht ihr ihn fallen, stürzen — sterben. Kameraden: „Niemand hat größere Liebe denn die, daß er sein Leben läßt für seine Freunde!“

In dieser Stunde, da das Leben und Sterben des jungen Helden an uns vorübergezogen ist, sehen wir ihn im Geist noch einmal in jenem größten Augenblick seines Lebens, als er auszog für sein Vaterland, für uns, sein Leben zu lassen.

Was seine Seele auf diesem Höhepunkt bewegte, wir wissen es nicht. Viel Worte wird er, so wie ihr ihn kanntet, nicht verloren haben. Ein Blick auf Vater und Mutter, ein Blick zu Gott dem Herrn: „Herr, wie du willst, so führe mich, Gott, dir ergebe ich mich!“

Der Grundton seiner Stimmung aber, die unerschütterliche Kraft seiner Begeisterung und Siegeszuversicht war sicherlich diese:

O Muttererde — Vaterland,
Was wär' ohn' dich das Leben!
Hast uns mit immer reicher Hand
Gegeben und gegeben.
Des Zahltags heiße Sonne scheint,
Zahl aus, du Volk der Krieger,
Denn sterblich, sterblich ist der Feind,
Unsterblich nur der Sieger!

Ja, nun ist er zur Unsterblichkeit eingegangen,

als Held und als Christ. Und das ist der erhabene, der göttliche Trost in dieser Abschiedsstunde: Diese Gewissheit: Wir bleiben mit ihm vereint, im Geist und in der Wahrheit.

So sehe ich über diesem Sarge aufgehen die Sonne der Ewigkeit, und zu allen, die hier und in der Heimat in Gram und Herzeleid versinken, tritt die Siegesgestalt unseres Heilandes: „Ich bin die Auferstehung und das Leben, wer an mich glaubt, der wird leben, ob er gleich stürbe!“

Von dieser Höhe des Glaubens und der Christenhoffnung grüssen wir dich, du teurer Heimgegangener und rufen es den trauernden Eltern und Geschwistern — den trauernden Freunden und Kameraden zu: Er ist nicht tot — er schläft auch nicht — nein — er gehört zu den Unsterblichen unseres Volkes!

O, wir verstehen es, wenn Eltern und Schwestern heute weinend klagen: „Warum es soviel Leiden, so kurzes Glück nur gibt, warum denn immer Scheiden, wo wir so sehr geliebt?“ Aber gerade in solchen Stunden wollen wir alle aufhören, was der Vollendete uns allen mit stummem Munde sagt: „Wohlan, starb ich den Heldentod — so lebt nun ihr ein Heldenleben!“

Bleibt nicht stehen bei der grübelnden Frage: Warum gerade mir dieser Schmerz? — sondern steigt auf zu der anderen kraft- und glaubensvollen: Wozu dieses schwere Abschiednehmen?

Dann weitet sich der Blick, und all die toten Helden, die unsere Heimaterde schützten, ziehen an

uns vorüber, und unter ihnen euer Sohn, euer Bruder, euer Führer. Und wir hören ihr Siegeslied, für das sie kämpften — für das sie starben: „Niemand hat grössere Liebe denn die, dass er sein Leben lässt für seine Freunde!“

Wohl ist er räumlich von euch getrennt — entrückt zu den Gefilden der Ewigkeit, aber das, was sein eigenstes Wesen verkörperte, was unsterblich war und bleibt, es lebt unter euch und mit euch alle Tage eures Lebens.

Seitdem unser Heiland über diese Erde geschritten, gilt uns sein ewiges Wort: „Ich lebe, und ihr sollt auch leben!“ Aller Vergänglichkeit dieser Welt zum Trotz bleibt es dabei:

Was wir bergen in den Särgen ist das Erdenkleid, —

Was wir lieben, ist geblieben — bleibt in Ewigkeit!

Das empfanden wir wohl alle an jenem Abend, als wir uns im engsten Kreise der Staffel zu stiller Abschiedsfeier in eurem Schlosspark zusammenfanden.

Manch unvergessliche Stunde lebt in meiner Seele fort. Und wenn sie wieder lebendig werden — die letzten Wünsche, letzten Worte, von sterbenden Lippen mir anvertraut — wenn all die Bilder jubelnder Siegesfreude und stummen Ernstes, mit denen die Brüder zu Kampf und Tod marschierten, wieder wach werden und sei es auch in noch so fernen Jahren, dann wird auch jener Abend wieder mild mich grüssen, an dem wir im stillen Park an deinem Lieblingsplatz, du teurer Held, um deinen frühen Tod getrauert!

Da sassen wir unter den hängenden, wuchtigen Zweigen am schimmernden Weiher, wo du so gern nach hartem Strauss in fröhlichem Kreise weiltest, und die Kameraden erzählten das Wenige, was du ihnen mit kargen Worten von deinen Kämpfen und Siegen mitgeteilt. Und du, du standst in unserer Mitte, so gross und kühn, wie je in deinem Leben.

Und der Wind, er sang wie sonst in Blüten und Blättern seine wunderbare Melodie — und die Hunde sprangen und spielten — und die Nachtigall, der du so gern gelauscht, sie sang ihr Lied in dunkler Nacht: „Niemand hat grössere Liebe denn die, dass er sein Leben lässt für seine Freunde!“

Wer, Kameraden, wird dies Lied — wer diesen Abend je vergessen?

In der Harmonie seines Wesens, in der Willensstärke und Geschlossenheit seines Charakters lag etwas von dem Geiste dessen, der von sich sagen konnte: „Ich bin nicht gekommen, dass ich mir dienen lasse sondern dass ich diene.“

Ich kenne nicht des Heimgegangenen religiöse Stimmung und Stellung und möchte in dieser Stunde nichts Unnützes oder gar Unwahres sagen. Wohl aber weiss ich eins: auch er hatte eine Mutter, die ihm die Kinderhände zum Gebet gefaltet — auch er hatte einen Vater, der segnend ihm die Hand aufs Haupt gelegt: so ziehe hin — Gott sei mit dir auf dem Wege.

Und solch ein Vatersegen und solch ein Muttergebet kann nie aus unserer Seele schwinden, wie hart und eisern auch des Lebens Kampf uns trifft.

Er, der so oft dem Tod' ins Auge geschaut, der stets das Leben des besiegten Gegners schonte, wenn's ihm auch einmal fast selber zum Verhängnis wurde — er lebte im Aufblick zu dem, der da die Menschen lässt sterben und spricht: Kommt wieder, Menschenkinder!

Darum setzen wir über das Leben dieses tapferen Helden das Gotteswort: „Selig sind die Toten, die in dem Herrn sterben.“ Denn in dem Herrn sterben, heisst nichts anderes, als dass man zum Sterben bereit war. „Nicht leichtfertig, aber doch bereit, wie jemand, der da weiss, dass Sterben der letzte Dienst ist, den er in seinem Leben zu leisten hat.“

Da wird das Sterben nicht zum Verlust, sondern zum Gewinn. Drum sollen wir vom Sterben fürs Leben lernen!

Wohlan, Kameraden, wir wollen in uns sterben lassen, was nicht wert ist, dass es lebe — und wir wollen in uns zum Leben, zu heiligem Leben wecken, was nie in eines deutschen Mannes Busen sterben darf: deutsche Treue, deutschen Gott, deutschen Glauben ohne Spott!

Der diesen Helden hier zum Sterben rief — ruft uns zum Leben!

Kameraden, was gibt uns Kraft und unerschütterlichen Mut, was macht uns stark und fest, wenn alles wankt und zu zerbrechen droht? Das ist der Glaube an Deutschlands Zukunft, das ist das Vertrauen zum ewigen Lenker der Schlachten und der Menschenherzen, das ist der Glaube an das treue,

deutsche Herz, das uns die hohe Weisung gibt:
Wer ist ein Mann — wer beten kann und Gott, dem
Herrn vertraut.

Und wenn du, Kamerad, im lachenden, rauschenden,
Leben das Beten verlernt hast, wenn deine Hände
oft schon zum Gebet sich suchten und sich doch
ach, so selten fanden, komm, wir wollen heut' hier
still die Hände falten — wollen mit der Schwester an
ihres Bruders Bahre aus tiefstem Herzensgrunde beten:
„Dein Reich komme, dein Wille geschehe, wie im
Himmel, also auch auf Erden!“

Und dann wollen wir wieder zurückwandern zu
unserer Arbeit, in unseren Dienst, und wenn es sein
muss, zu Kampf und Tod.

In unserem Herzen aber möge er noch lange
weiterklingen, der letzte Gruss des Fliegerleutnants
Schaefer: „Niemand hat grössere Liebe denn die,
dass er sein Leben lässt für seine Freunde!“ — —

Schwer und langsam öffnet sich das Portal des
alten Gotteshauses.

Die letzten leisen Orgelstimmen verhallen sanft
im weiten Raum.

Draussen spielt die Regimentskapelle das alte
heilig — herbe Abschiedslied:

„Bleib' du im ew'gen Leben —
Mein guter Kamerad!“

Ein Heldenfriedhof.

Was deutscher Geist und deutsche Hand in Lille geschaffen, ist ein interessantes und inhaltreiches Kapitel deutscher Kulturarbeit.

Das Gebiet von Lille gehört zu den volks- und industriereichsten Gegenden Frankreichs.

Daher löste der Krieg gerade hier ganz gewaltige Veränderungen in allen Schichten der Bevölkerung aus. Wie ein Hauch des Todes wehte der Krieg über dieses Land.

Die Fabriken hörten auf zu spinnen, zu färben, zu weben, die Schiffe auf den zahlreichen Wasserstraßen gingen — oft noch voller Last — vor Anker, die Kaufhäuser schlossen ihre Kontore, Theater und Vergnügungsstätten ihre Pforten. Die Bevölkerung war in Unruhe, in Angst, voller Mißtrauen gegen die Deutschen. Dazu der stete Strom durchziehender deutscher Soldaten.

Auf allen Gebieten der großen Frontstadt mußte da die ordnende, schützende Hand der deutschen Verwaltung eingreifen.

Freilich die Hand des Eroberers ist immer hart und schwer, auch wenn sie helfen und lindern will. Und so wird manche Einrichtung wieder abgeschafft, vielleicht auch verspottet und mißdeutet werden, wenn die Kanonen nicht mehr die Wälle der Stadt umdröhnen und die Söhne Lilles einst zurückkehren werden in ihre Vaterstadt.

Doch eine Maßnahme der Deutschen wird bleiben, wie sie geschaffen wurde, eine Stätte wird man nicht antasten und verspotten, wenn der Krieg auch noch mehr Haß und Zwietracht säen sollte, — das ist das Stückchen Erde, wo Deutschlands Heldensöhne die letzte Ruhestatt gefunden, das ist der deutsche Friedhof in Lille.

Manch häßliches Wort ist über die Behandlung unserer Toten zu uns gedrungen. Wohl mag es wahr sein, daß Bubenhand die Ruhe deutscher Soldaten noch im Grabe gestört hat. Aber solch Gebaren ist doch nimmer ein selbstverständlicher Zug im französischen Volkscharakter.

Wer es miterlebt hat, mit welcher Bewegung die Bevölkerung Lilles manchem Trauerzug deutscher Helden gefolgt ist, wer da weiß, daß bei Überweisung und Anlage des deutschen Friedhofes zwischen der Kommandantur und der städtischen Verwaltung in Lille weitgehendes Entgegenkommen gewaltet, der wird die Ängstlichen und Mißtrauischen beruhigen

können: Seid unbesorgt! Wir dürfen hoffen, daß Lilles Bevölkerung die Gräber unserer teuren Toten in Ehren halten wird. Denn dankbare Liebe und weise Vorsicht der deutschen Behörden hat unseren teuren Toten hier eine Ruhestatt geschaffen, wo sie wie in deutscher Heimaterde der Ewigkeit entgegenschlummern, und wo noch kommende Geschlechter im Frieden der schattenden Bäume ungestört an den Gräbern werden weilen, — werden beten können.

Aus der gesamten Anlage des Friedhofes spricht ein Streben nach soldatischer Ruhe und schlichtem Gleichmaß. Die vielen kleinen Hügel vereinte der Künstler zu geschlossenen Grabbeeten und schuf so große, ebene, grüne Flächen, die das Auge an keiner Stelle ablenken, sondern den Blick freigeben zum weithin schimmernden Denkmal. Grüner Rasen deckt die Gräber, auf dem weiße, marmorne Namenstafeln, von Strauchwerk und buschigen Wildrosen umrahmt, den einzigen Schmuck bilden.

All diese kleinen weißen Marmortafeln hat der Gartenmeister mit kunstvoller Hand über den ganzen Friedhof verteilt. Von einem eintönigen oder steifen Eindruck, der uns so oft begegnet, wenn Tafel sich an Tafel reiht, ist hier nichts zu spüren. Im Gegenteil — sie helfen in den lebenden Rasen noch mehr Leben hineinragen. Bescheiden und doch unendlich ausdrucksvoll grüßen sie vom dunkelgrünen Grunde und zwingen den Wanderer, ohne daß er es merkt, die Namen zu lesen, von denen sie beredte Kunde geben.

Gleich auf grünen Inseln ruhen dort die teuren Krieger — umrauscht von alten Bäumen inmitten des französischen Prunkes im stillen grünen Feld:

„Kein sel’ger Tod ist in der Welt,
Als wer vorm Feind erschlagen,
Auf grüner Haid’ — in freiem Feld
Darf nicht hör’n groß Wehklagen.“

Die Anordnung der Täfelchen ist je nach dem Gräberfeld, auf dem sie stehen, verschieden.

Am Eingang und am Ehrenhof sind sie nur karg verteilt. Sie grüßen zaghaft aus dem dichten Grün — als wollten sie den Wanderer nicht gleich mit ihrer Trauerkunde schrecken.

Am Denkmal stehen sie zu beiden Seiten — wie eine Schildwach — ernst und stumm.

Am Hauptweg liegen sie in Reih und Glied und geben Kunde von dem großen Opfertod: „Wie sind die Helden gefallen im Streit!“

Am Kreuze ordnen sie sich wie zum Kranz und schauen stumm zum ernstesten Glaubenszeichen auf.

Schlichte Ruhe herrscht im Rasengrund, Rosen streuen ihre Blüten über die Namen und deutsche Pflanzen, wie Holunder und Birken, Hasel und Flie-der, schließen den Rasen ab.

Am Eingang des Friedhofes grüßt uns schon von fern aus schattigem Grün ein gewaltiges Monumentalkreuz, aus belgischem Granit geschichtet.

In der ruhigen Linienführung und den gewaltigen Ausmassen hebt es sich ragend heraus aus all den kleinen verzierten und verschnörkelten französischen

Grabkreuzen, die uns auf dem Wege nach dem deutschen Friedhof begegnen. Ohne Inschrift, ohne Ornament steht es zu Häupten der ruhenden Helden, das alte und doch ewig' junge Sinnbild christlichen Glaubens, und weist alle Trauernden und Einsamen zu der Siegesgestalt des Heilandes, der in das weite Totengefilde dieser Zeit hineingestreut hat den unvergänglichen Samen ewiger Hoffnung.

Im Hintergrunde des Kreuzes erheben sich die alten, weitschattenden Bäume des französischen Friedhofes, deren Blätterwand durch buschige Sträucher vervollständigt ist.

Auf der anderen Seite des Kreuzes führt ein breiter Weg zwischen den Gräberreihen hindurch zu dem großen Rundplatz vor dem Denkmal des Friedhofes. Hier ist der Mittelpunkt der gesamten Friedhofsanlage.

Sprach aus dem Kreuz der schlichte, starke Christenglaube, hier redet unser Vaterland zu uns.

Bis zu unseren Vorfahren, den alten heldischen Germanen, führt uns des Künstlers Werk zurück. All die Unsterblichen unseres Volkes werden wach und weisen unserm Volk in Waffen Siegfrieds Weg ins strahlende Walhall.

Auf einem granitnen Unterbau, zu dem drei großangelegte Steinstufen hinaufführen, erhebt sich als Mittelstück des Denkmals ein Relief mit überlebensgroßen Gestalten.

Auf steigendem Roß trägt eine Walküre einen sterbenden Krieger durch lichte Himmelswolken nach

Walhall. Mit der einen Hand stützt sie sanft den schwebenden Körper, mit der andern weist sie hinauf zu den heiligen Hallen, da unsterbliches Leben die gefallenen Helden erwartet. Ihr Haupt neigt sich, die lorbeerumwundene Stirn des Siegers zu küssen und ohne Zügel, ohne Zaum lenkt sie das Schlachtroß durch die Wolken. Der nackte, tote Körper des gefallenen Helden scheint weder Roß noch Heldenjungfrau zu beschweren. Er wird nicht getragen — er wird nur sanft geführt. Es ist, als weiche der starre Tod aus den edlen Gliedern, als ströme ihm auf dem Wege nach Walhall schon neues, unsterbliches Leben entgegen.

Wie zu einer Einheit verwachsen schwebt Roß und Held und Reiter durch die Wolken und zieht den Andachtvollen mit empor zu lichten Höhen.

Tief unten liegt, in Wolken verhüllt, das blutige Schlachtfeld mit erbeuteten Fahnen — hoch oben, von Wolken umspielt, die Götterburg Walhall.

Die Wohnung der Unsterblichen hat der Künstler durch einen gewaltigen, von vier Säulen getragenen Portikus angedeutet. Auf die räumliche Entfernung weist eine Wolkenschicht, die sich zwischen Reitergruppe und Walhall erhebt.

Um den Eindruck aber vollkommen zu gestalten, hat auch die Gartenkunst ihr Bestes hergegeben. Hinter dem ganzen Denkmal ragen schlanke Pappeln empor und zu beiden Seiten werden die Quadern der Walhalla von großen Trauerrüstern flankiert. So ist das Götterhaus nicht völlig sichtbar, sondern

schimmert strahlend hervor zwischen den Wolken und dem dunkeln Grün der schattenden Bäume.

Die Wirkung des gewaltigen und in seinen Einzelzügen doch unendlich zarten und anmutigen Reliefs wird noch gesteigert durch einen architektonischen Aufbau, der es zu beiden Seiten umrahmt.

Unter dem Reiterrelief lesen wir die schlichte Inschrift: „Deutschen Kriegern, die für das Vaterland starben, zum Gedächtnis.“

Kommt somit in der Idee wie im Aufbau des Denkmals der deutsche Gedanke klar und unverhüllt zum Ausdruck, so muß man andererseits bewundern, wie der Künstler mit feinem Empfinden bei seinem Kunstwerk auch dem Umstand Rechnung trug, daß es inmitten des feindlichen Landes steht und mehr von französischen als von deutschen Augen betrachtet werden wird. Es ist deshalb kein Zufall, daß wir in der Linienführung des Denkmals deutlich die Architektur der ehrwürdigen Festungstore wiederfinden und daß der Giebelsims der Walhalla an die mannigfachen kunstvollen Giebelhäuser der Stadt aus der Zeit des Klassizismus erinnert.

So lehnt sich der äußere Bau des Denkmals, ohne den deutschen Charakter zu verlieren oder zu verleugnen, äußerst geschickt — wie aus sich selbst heraus — an die Kunstformen der örtlichen Architektur an, wirkt nicht fremd im fremden Lande, und dürfte auch die zarteste Empfindlichkeit eines Franzosen nicht verletzen.

Das gleiche gilt auch von dem urgermanischen — soweit ich sehe — leider nur selten verwandten Motiv.

Die Welt der Walküren und Walhalls reicht zurück in jene Zeit, da Franken, Burgunder, Alemannen, Sachsen und Bayern zu einem großen Völkerstamm sich zählten. Und wenn sie hier auf Erden auch in Fehde gelebt — war jeder nur ein Held — so nahm Walhall ihn auf.

Für unser deutsches Empfinden ist jenes Heiligtum unserer Väter bis auf den heutigen Tag lebendig und vertraut geblieben und wird uns immer wieder ergreifend vor die Seele geführt durch die Kunstwerke unseres großen Genius Richard Wagner.

Weithin schimmernd über deutsche Lande grüßt uns bei Regensburg der stolze Bau der Walhalla und nimmt in seine Hallen all die deutschen Helden auf, die für das deutsche Volk unsterblich bleiben.

Vor dem Monument breitet sich, von buschigem Strauchwerk umfriedet, ein freier Platz. Von hier aus hat man den schönsten Blick hinauf zum Denkmal — hinüber zum Kreuz.

In dieser Verbindung von Heldentod und Christenglaube auf einem Gottesacker liegt eine wunderbare künstlerische, eine gewaltige ethische und religiöse Kraft.

Man denkt an Parsifal, denkt an die Götterdämmerung, da Walhalls Mauern jäh zusammenstürzen, und Christi Kreuz uns aus den Wolken grüßt.

Man denkt an Hebbels Nibelungen, da Christi Geist dem heldenhaften Ringen Einhalt tut:

Etzel:

Nun soll ich richten — rächen — neue Bäche
ins Blutmeer leiten — doch es widert mich,
ich kann's nicht mehr — mir wird die Last zu schwer. —
Herr Dietrich, nehmt mir meine Kronen ab
und schleppt die Welt auf eurem Rücken weiter. —

Dietrich:

Im Namen dessen, der am Kreuz erblich!

Wie die Griechen des perikleischen Zeitalters immer wieder in Werk und Symbol auf die homerische Zeit zurückgriffen, so ist es auch unser bestes Recht — und in dem trüben Strom unserer Zeitrichtung gewiß eine heilige Pflicht — immer wieder hinzuweisen auf unsere germanische Vergangenheit, auf die Kindheitstage unseres Volkes in grauer Vorzeit.

Die Heldentugenden der Germanen: Treue und Standhaftigkeit — Mut und Opferbereitschaft, — sie waren es, die die Nation geleitet haben von dem ruhelos wandernden Herdenvolk zum Seßhaftwerden auf deutscher Erde, — von der Ausbeutung durch fremde Interessen zu bewußtem Volkstum, — aus verstreuten Fürstentümern zum Deutschen Kaiserreich.

Andererseits hat das Christentum in keinem anderen Volk der Erde so tiefe Wurzeln geschlagen, — so gewaltig die innerste Volksseele ergriffen und erschüttert, wie in unserm deutschen Vaterlande.

Und wenn in diesem Daseinskampf ohnegleichen die alten Heldentugenden der Germanen zu nie

geahnter Kraft erstanden, so geschah's doch nur,
weil sich mit ihnen eine andere höhere Kraft — die
Kraft des Kreuzes — innerlich verband.

Das ist's, woran uns Kreuz und Denkmal auf
dem deutschen Friedhof in Lille für alle Zeit ge-
mahnen wollen.

Inselwinter.

Es war Spätherbst. Nach stürmischer Meerfahrt sichtete unser Schiff die Baltischen Inseln.

Der herbe Salzhauch morgenfrischer Fluten steigt zu uns herauf und aus der Einsamkeit des weiten Meeres erheben sich die farbenreichen Bilder eben durchlebter Tage.

Vor vier Nächten noch im kriegsdurchlärnten, lebensvollen Lille, dicht an der Front, von der der Tod herüberstöhnte, — dann — Brüssel — Löwen — Lüttich, — der Rhein im herbstlichen Laub!

In dunkler Nacht die hellen Lichter im rastlos ratternden Industriegebiet des Westens.

Am anderen Morgen schon grüßt uns Berlin — die Heimat! Ich bin wieder zu Hause, auf wenige Stunden im Kreis' der Meinen!

Am nächsten Vormittag durchquert der Zug

Ostpreußens Felder, die nun wieder grünen. — Die russische Ebene nimmt uns auf — und noch vor Mitternacht sind wir im alten, deutschen Riga.

Nun liegt vor uns im Sonnenschein das unbekannte, stille Inselland, das deutsche Feldherrnkunst so schnell bezwang.

Die „Arensburg“, von deutschen Rittern einst erbaut, grüßt wie eine Mär aus alten Tagen stumm und wetterhart zu uns herüber.

Wie lange noch — dann trägt die Burg, die Insel, und das Meer des Nordens kaltes Winterkleid.

Dann ist die Insel einsam wie das Meer. Die Menschen rüsten sich zum Inselwinter.

Arensburg, die kleine romantische Ordensstadt zu Füßen der grauen Ritterburg, ist auf sich selbst gestellt.

Das fröhliche Badeleben ist längst verrauscht.

Die alten deutschen Adelsfamilien beziehen ihre verträumten, breiten Stadthäuser und halten in der Burg den Ritter- und Familientag.

Der ganze Zauber dieses Inselwinters umfängt uns aber erst — wenn wir im schlanken Schlitten ins Innere der Insel fahren.

Ringsum des Winters weißes Totenkleid, in das die Sonne tausend goldne Sterne wirkte.

Vor uns ein tiefverschneiter Tannenwald, auf dessen Grün der schwere Schmuck des weichen Schnees lastet. Darüber glänzt des Himmels liches Blau, das sich in eigenartiger Tönung mit all dem winterlichen Weiß vermählt.

Kein Menschenwort erschallt in dieser Märchenwelt.
Im Winterwald lebt ein besonderes Leben.

Durchs junge Dickicht und um jeden Stamm
schmiegt sich der samt'ne weiße Teppich und hin
und her knackt es gespenstisch in den schneebelade-
nen Zweigen. Das Wild huscht raschelnd durch den
dichten Tann und noch von ferne klingt's herüber,
wenn das schlanke Reh auf hastiger Flucht die durch-
gefrornen, dünnen Äste jäh zerknickt.

Schon bald nach Mittag steigt die Dämmerung
herauf. Das Leben des Waldes versinkt in nordische
Nacht. — Nun erst empfindet man ganz die erquickende
Kraft der schlafenden Natur.

Die Seele schweigt — und atmet tiefsten Erden-
frieden.

Das Spitzpferd tastet durch den dunklen Wald
und führt uns sicher durch die tiefverschneiten Wege.

Da leuchtet plötzlich uns ein Licht entgegen. —
Ein Bauernhaus in dieser Einsamkeit!

Das matte Lampenlicht bescheint viel arbeitsfrohe
Hände. Die Spindel summt — der Webstuhl ächzt —
und bei fröhlichem Singen wirken die fleißigen Esten
ihr Linnen und ihr Sonntagskleid.

Kommt dann der Sonntag ins Land, so fahren
sie auf ihren leichtgebauten, kleinen Schlitten quer
durch Moräste — Wälder — Meeresbuchten — auf selbst-
gebahnten Winterwegen zur nächsten Inselkirche.

Solch Sonntagmorgen vor dem eingeschnitten
Gotteshaus gehört zu meinen stimmungsvollsten
Kriegserinnerungen.

An der steinernen Kirchhofsmauer entlang ist dicht gedrängt ein ganzer Park von kleinen Bauernschlitten aufgefahren.

Davor in kleinen Gruppen die Esten im kurzen Pelz, die Frauen und Mädchen in ihrer farbenreichen Sonntagstracht.

Da biegt im scharfen Tritt ein Zug deutscher Jäger zur Kirchhofspforte ein. — Auch die deutschen Soldaten halten heute Kirchgang.

Bald kommen andre Truppenteile und in wenigen Minuten stehen die Kameraden im Stahlhelm schnurgrade ausgerichtet vor dem gewölbten Turmeingang der schneeuwachten, grauen Kirche.

Vom Fenster des geplünderten Pastorats schaute ich auf dieses Bild mit seinen bunten Gegensätzen.

Du trotz'ge, sturmutobte Ordenskirche, dachte ich, wie manche Schar hat sich vor deinem Eingang schon versammelt! Die ersten Ritter, die dich einst geweiht, — die Heiden, die dich niederreißen wollten, — die stillen Beter im Laufe der Jahrhunderte, — und heut' die kleine Schaar der deutschen Glaubensbrüder, die in der Einsamkeit des Inselwinters Gemeinschaft mit dem Höchsten suchen!

Der Schlitten steht zur Heimfahrt schon bereit. Man schlüpft eiligst in die hohen, weiten Seehundschuhe, schmiegt sich behaglich in den weiten Reisepelz und fährt nun wieder stundenlang — durch dieses zauberreiche Inselland.

Im verschwiegene Arensburg, dem Hauptquartier des Gouverneurs, leuchtet zu ungewohnter

Stunde aus manchem Hause noch die Arbeitslampe.
Es gilt, das tote Land zu neuem Leben zu erwecken.

Nur wenige Eingeweihte wissen, welch' eine Fülle
schwierigster Probleme hier unter schwierigsten Ver-
hältnissen zu lösen sind.

Wer mit in dieser Arbeit stehen durfte, den
Widerhall erlebt, den deutsche Tatkraft in dem ver-
träumten Inselland erweckte, — wer deine nie geahnte
Schönheit sah — vergißt dich nie — du einsam,
stiller Inselwinter!

Mit dem Nordkorps über das Ostsee-Eis.

Der Fernschreiber arbeitete ununterbrochen an seinem Apparat.

Wir liebten alle dieses kleine Wunderding, das unser eingeschnaites Inselland so schnell und sicher mit der Außenwelt verband.

Es hatte uns schon manch' wertvolle Nachricht übermittelt.

Jetzt aber wartete das Hauptquartier des Gouverneurs auf ganz besonders wichtigen Befehl.

Estland rief immer herzandringender um Hilfe.

Bei grimmer Kälte flohen die Verfolgten mit Weib und Kindern übers Ostsee-Eis, um bei den deutschen Inseltruppen Schutz vor ihren Peinigern zu suchen.

Dazwischen kamen Abgesandte der verschiedenen

Stände: Deutsche und Esten. Sie wiederholten alle stets die eine Bitte: Kommt, rettet unser Land, sonst geht es grausig unter!

Und immer wieder, wenn die deutschen Soldaten, die an der eisigen Küste Wache hielten, die abgehärmten Flüchtlinge in ihrer kleinen Wachtstube erwärmten, ballten sich die helfenden Hände zu drohender Faust: Weh denen, die euch so gequält!

Beim Stabe des Gouvernements geht alles den gewohnten Gang.

Der Gouverneur, ein Mann von seltener Arbeitskraft, nimmt in fast ununterbrochener Folge die Vorträge der einzelnen Abteilungen der weitverzweigten Verwaltung entgegen, trifft wichtige Entscheidungen und gibt Befehle.

Die Züge des-Generalstabschefs sind eisern-ernst wie immer. Nichts deutet darauf hin, dass dieser Kopf umfassende Entwürfe vorbereitet.

Die Truppen liegen auf den drei großen Inseln weit verstreut und müssen doch im Planen dieses Mannes in jedem Augenblick zu einer Einheit sich zusammenschließen lassen.

Was das bedeutet, kann nur der ermessen, der auf tagelangen Inselfahrten die abgelegenen Unterkünfte der einzelnen Truppenteile, — die einsamen Kommandos an den entlegenen, ausgedehnten Küsten der baltischen Inseln kennen lernte.

Als der Befehl zum Vormarsch übers Ostsee-Eis den Gouverneur erreichte, da ward die angenommene Einheit — Wirklichkeit.

Befehle sind ja stets wie Feuerfunken, die in die Seele fall'n und glüh'n und zünden.

Das sollten wir auch diesmal wieder fühlen.

Kaum war uns der Befehl bekannt gegeben, da hörte ich, wie ein gutherziger, sturmerprobter Kamerad seinem Nachbarn mit verhaltenem Atem zuflüsterte: Nun — Faust, hol' aus!

Als ich dies Wort des biedren Mannes hörte, mußte ich an unsre leidgewohnten Kameraden denken, die auf der Küstenwacht so oft die Faust gekrampft, wenn sie das Elend der Verfolgten miterlebten.

In diesem Worte schlug das Herz der Kameraden — es war wie eine Losung für das Retterwerk, zu dem wir aufgerufen wurden.

Das deutsche Schwert war viel zu rein, um dies Gesindel aus dem bedrückten Estland zu vertreiben. Die hoch erhob'ne deutsche Faust — sie würde schon genügen.

In dieser Stimmung: Faust hol' aus, traf man auch immer wieder unsre Truppen, wenn es galt, die ungeahnten Schwierigkeiten beim Vormarsch über das Meer und durch die tiefverschneiten Wege zu überwinden.

Die Kriegsgeschichte wird einst urteilen, welch eine Leistung unsre Truppen hier vollbracht; von jenem Zeitpunkt an, da in wenigen Stunden das Gouvernement in ein marschbereites Korps sich wandelte bis zu der Schlacht von Lagthi auf Finnlands felsiger Erde, da Truppen des Nordkorps den

Widerstand der räuberischen Banden endgültig brachen und so dem freien Volk der Finnen die heißersehnte Freiheit wiederschenkten.

Der Aufbruch von den Inseln mit seinen einzigartigen Schwierigkeiten, die uns bei allem Ernst so oft zu hellem Lachen reizten, wird wohl kein einziger von uns jemals vergessen.

Es war, als hätte ein Zauberwort die stille, abgestorbene Natur belebt.

Viel tausend Quellen rauschen auf und streben zu dem grauen Strom, der plötzlich über dieses Eiland rauscht.

Sein Rauschen tönt wie Schicksalsgang inmitten dieses Winterfriedens.

Er rauscht vorüber — auch an deinem Grab — du Held und Sänger Walter Flex!

Wir dachten deiner immer wieder. Und als vom nahen Gottesacker dein Heldengrab zu uns herübergrüsste, klang uns dein Marschlied durch die Seele:

Es schwillt der Strom und ebbt und schwillt. . . .

Mein Herz ist müd' — mein Herz ist krank

Nach manchem hellen Menschenbild,

Das in dem grauen Strom versank!

Im Pastorat zu Peude gab's herrliches Quartier. Die junge Pfarrfrau hatte den letzten Winkel für uns hergegeben und war bis in die tiefe Nacht bemüht, die durchgefrorenen Kameraden durch einen heißen Trunk zu wärmen.

Am nächsten Tage sind wir auf der Insel Moon.

Dann noch ein Tag und vor uns liegt das eisige Meer, das diese letzte Insel von dem Festland trennt.

Beim Morgengrauen halten wir am hochgelegnen Ufer. Die vordersten Truppen haben das Festland schon erreicht. Denn jetzt belebt sich immer mehr die weite, wüste Ebene. Durchs Fernrohr und mit bloßem Auge sieht man die einzelnen Kolonnen, die sich wie winzig kleine schwarze Schlangen langsam und lautlos vorwärts winden.

Hoch über ihnen kreisen — wie schwarze, schwebende Sturmvögel — zwei deutsche Flieger, die plötzlich scharf nach Osten stoßen.

In wenigen Minuten muß der Befehl zum Aufbruch auch unsre Gruppe erreichen.

Der Wind kommt schneidend scharf vom Meer, so daß uns Aug' und Wangen brennen.

Die Kameraden in ihren langen, schmutzig weißen Pelzen stehen — wie Eskimos verpackt — an der brodelnden Feldküche, die trotz der grimmen Kälte vor lauter Hitze dampft und siedet, und wärmen sich am frischgekochten Morgenkaffee.

Nicht weit von uns entfernt, hält der kommandierende General des Nordkorps, Freiherr von Seckendorff, mit seinem engeren Stab.

Die Herren sind in bester Stimmung. Die Truppen vom Festland funken gute Meldung.

Die flinken Jäger haben mit ihren Rädern an der Hand zusammen mit Teilen der nieversagenden Infanterie das breite Eis schon überschritten. Kein ernstster Unglücksfall hat sich ereignet. Truppen und

Führer können sich auch diesmal aufeinander unbedingt verlassen!

Aus den eisigen Nebeln erhebt sich langsam der werdende Tag.

Da bricht die Sonne plötzlich durch die Wolken und zeigt uns eine Landschaft von märchenhafter Schönheit.

Man ist für einen Augenblick fast wie geblendet von dieser flutenden Fülle der funkelnden Flur. Ein gradezu verschwenderischer Glanz liegt über dem eisgepanzerten Meer.

Nun ist die Reihe auch an uns. Die Pferde ziehen an — und wenige Minuten später gleiten wir über den blanken Spiegel der festgebannten Fluten!

Hier herrscht der Ostwind unumschränkt. Er dringt durch Kopfschutz, Pelz und Mantel und pfeift dabei so lustig drein, daß man ihm gar nicht grollen kann.

Trotz aller Kälte ist die Stimmung äußerst lustig und behaglich.

Unheimlich klingt es nur, wenn unter donnerähnlichem Getöse ein neuer Eisspalt auseinanderklafft — und man nicht weiß, ob dieser Riß auch unseren Weg durchqueren wird.

Allmählich kommt uns das Festland immer näher. Der kalte Ost nimmt ab, und an dem vorgeschriebenen Punkte besteigen wir die Küste Estlands.

Beim nächsten Nachtquartier gibt es ein freudig Wiedersehen.

Sie sind zu Fuß — zu Pferde — im Wagen — im Schlitten — auf Rädern — auf Kraftwagen — im Flugzeug und auf Schneeschuhen über das störrische Eis gekommen.

Wir plauderten bis in die Nacht hinein und alle waren darin einig: Zu unsern schönsten Kriegserinnerungen — gehört der Vormarsch übers Ostsee-Eis!

In Erwartung der Deutschen.

Finstere Mächte trieben in der Stadt ihr Wesen. Die Willkür freiheitstrunkner Massen wuchs von Tag zu Tag.

Die frühen Nächte hüllten schon am Nachmittag das enggebaute Reval in düstere Nebel.

Schnee wirbelte in dichten, dunklen Wolkenwellen durch die menschenleeren Straßen. Der Sturmwind rüttelte an allen Häusern und tobte unbarmherzig auf der nahen See.

Es schien, als stände die Natur im Bunde mit den finsternen Gesellen, die Revals Bürger schon seit vielen Wochen quälten.

Bis in die feinsten Regungen der Seele war alles Leben aufgepeitscht und tief erschüttert.

Die Gegensätze wurden derart schroff gespannt, daß sie in jedem Augenblick sich zu entladen drohten.

Nur starke Herzen fühlten noch die Spannung. Die anderen lebten abgestumpft und still ergeben.

Dem Druck, der nun schon wochenlang auf allen Seelen lastete, war mancher innerlich erlegen.

Nur eine Frage zuckte immer wieder gleich fernem Wetterleuchten durch diese wundgeword'ne Welt: „Wann kommt der Deutsche?“

Wie eine heilige Hoffnung schwebte dieses Wort durch all die leiderfüllten Häuser.

Und an den Fenstern zog die zügellose Leidenschaft vorüber und trieb ihr stummes Opfer ins Gefängnis.

Es war, als wenn die Hochflut an den Dämmen stand, und sie in jedem Augenblick gewaltsam zu durchbrechen drohte.

In Kleidern legte man die Kleinen schlafen, in Kleidern stand man selbst des Morgens wieder auf.

Denn nachts kam das Gesindel ja besonders gern, und immer mußte man gerüstet sein, dem übermütigen Geheiß der rohen Garde zu gehorchen.

Ihr Wüten kannte keine Grenzen mehr. Recht, Freiheit, Ehre, Sitte und Gewissen versank im Strudel ihrer Leidenschaft.

In dieser Welt des Untergangs standen viel tausend tapfere Herzen und blickten fragend zu dem Weltenlenker auf:

„Wie lange willst du noch verzieh'n, o Herr?“

Im Hafen fühlen sich die feigen Machthaber am sichersten. Dorthin haben sie ihre Opfer zusammengetrieben. Auf dem Boden eines großen Getreide-

speichers am Hafenkai ist das Gefängnis für die Männer hergerichtet.

Kein Tageslicht fällt hier herein. Nur wenige Glühlampen erhellen den weiten, schmutzigen Raum.

Beständig kommen neue Opfer, auch Schüler, Greise und Gebrechliche.

Tage und Nächte schleichen im gleichen Dämmerlicht dahin. Hunderte von unbescholtenen Bürgern warten auf das Urteil derer, die in diesem fürchterlichen Umsturz die Willkür an sich rissen.

Mit ihnen warten all die Frauen und Kinder in quälend sorgenvoller Ungewißheit.

Der Vater ist schon lange im Gefängnis, der älteste Bruder eben erst verhaftet, den anderen sucht man in der ganzen Stadt. Er lebt bei treuen Esten nun schon seit Wochen still versteckt! Was wird, wenn man ihn doch noch findet?

„Was plant das „Tribunal“ mit den Gefangenen im Hafen? Vor allem jetzt, da unsere Rettung naht?“

Heut kam ja ganz bestimmte Kunde: Die Deutschen kommen übers Eis! In wenigen Tagen, vielleicht schon morgen, sind sie da!

Doch mit der Freude wächst die bange Sorge: Wird das Gesindel im trunknen Rausch noch Zeit zu neuen Greuelthaten finden?

Wird das geplante Blutbad in letzter Stunde doch noch über uns ergehen?

Sie hatten's uns ja oft schon zugeschworen: „Und wenn die Deutschen kommen, von euch wird keiner eure Retter schauen!“

So wogt und wallt ein Fragen durch die Herezn,
und die Erwartung nahender Erlösung kämpft stür-
misch mit der weichenden Gewalt.

Denkst du noch jener schwarzen, sorgenschweren
Nacht, die zwischen uns und unserer Rettung aufstieg?

Und weißt du noch, wie bald nach Mitternacht
die schweren Wolken sich zerteilten, und dann des
Mondes Zitterlicht in selten silberhellem Glanz er-
strahlte?

Es war, als wollte er mit seinem sanften Schein
die heißerregten Menschenherzen schwichtigen :

Seid still und stark! Denn ich weiß mehr als
ihr! Euch wird kein Leid mehr treffen!

Die Führer derer, die euch quälten, steuern mit
ihrem Raub schon weit auf hoher See, und vor den
Toren steht das deutsche Nordkorps, und mit ihm
kommt die Welt der Freiheit und des Friedens!

Im befreiten Reval.

Nach dem Marschbefehl mußten wir in wenigen Minuten am hochgebauten Bahndamm sein. Dort trafen sich die Truppenteile zum Einzug in die Stadt.

Unwillkürlich stiegen in der Erinnerung die Bilder herauf, als wir in Frankreichs Städte einmarschierten.

Wie schwüle, spannungsschwangere Gewitterstimmung lag's damals über jeder Stadt. Die Straßen leer und tot. Der Gleichschritt der Soldaten schallt hart und eisern durch die Stadt und wird von Haus zu Haus herzlos zurückgeworfen.

Die eignen Pulse schlagen doppelt wild, und doch sehnt sich der ganze Mensch nach langentbehrter, wohlverdienter Ruhe.

Wie anders sollte dieser Einzug werden!

Nun halten wir auf der befohlenen Höhe. —
Zu unseren Füßen liegt im Morgensonnenglanz die

alte Hansestadt am Meer, das felsgebaute, von roher Hand so lang' gequälte Reval.

Ein Städtebild so urgermanisch kraft- und stimmungsvoll, daß selbst die gold'ne Kuppelkathedrale mithelfen muß, das Deutschtum zu bejahen, das hier durch die Jahrhunderte sich selber treu geblieben ist.

Es trotzte auch der Willkür und der Volksverblendung in diesen letzten Monaten, die alles Deutsche bis zur tiefsten Wurzel ausroden und ausrotten wollte.

Ihr Stammesbrüder hieltet stand und hofftet auf die deutsche Bruderhilfe!

Ihr irrtet nicht, denn statt des Todes kam das deutsche Heer. Und seine Ankunft wirkte wie ein Wunder.

Die Stadt, noch gestern voller Haß und Mordgedanken, erstrahlte heut in Dank und heller Freude!

Die deutsche Bruderhand, sie streckte sich in Treuen euch entgegen, doch für das Mordgesindel ward sie zur geballten Faust.

Wer in der Stadt nicht böse Pläne schmiedete und daher im Verborg'nen bleiben wollte, der jubelte dem deutschen Nordkorps voller Dank entgegen.

Die Kinder springen hurtig auf die Straße, die sie so lang nicht mehr allein betreten durften. Der Junge stellt sich keck vor seine Mutter hin und fragt voll Ungeduld: „Darf ich nun wieder deutsch mit meinen Freunden reden?“

Das alte Mütterlein greift nach dem alten Stock, sie will den Tag der Rettung nicht allein verleben. Sie bricht von ihrem Blumentisch die ersten frühen

Frühlingsknospen, um damit eines deutschen Kriegers Brust zu schmücken.

Wie viele solcher alten Mütterchen sah ich an jenem Tage mit wenigen Winterblumen in der Hand!

Die ganze Stadt war unterwegs.

Die Straßen wogten auf und ab von dankerfüllten, tiefbewegten Menschen.

Man war beglückt und wollte andre glücklich machen.

Die deutschen Jäger, eng umringt, sie konnten sich auf ihren Rädern nur mit Mühe den Weg durch Schnee und dichte Menschenmassen bahnen.

Am langgestreckten Peterplatz hält zu Pferde der kommandierende General des Nordkorps.

Hier staute sich die Menschenmenge. Denn hier, am Denkmal Peter des Großen vorbei, zogen die deutschen Truppen in das befreite Reval ein.

Ich stand ein wenig abseits von dem Platz und kämpfte mit der Scham, die mich immer wieder im Innersten ergriff.

Und jedesmal, wenn aus der vieltausendköpfigen Menge ein deutsches Lied, ein donnerndes Hurrah den deutschen Marschkolonnen entgegenbrauste, stieg eine Frage in mir auf:

Warum erfährst du erst als Mann, warum erst in dem fünften Jahr des furchterlichsten Deutschenhasses, wie viel reines, selbstbewußtes Deutschtum sich hier im Baltenlande erhalten hat?

Ihr deutschen Lehrer, dachte ich, warum habt ihr im deutschen Jungen die Liebe zu den Stammes-

brüdern in der Fremde nicht ebenso erweckt, wie für die alten deutschen Stämme, die nur noch der Geschichte angehören!

Warum habt ihr, wenn ihr von alten deutschen Städten spracht, nicht dieses deutsche Reval uns genannt?

Ein zweites Nürnberg ist diese Stadt und dennoch gibt's im deutschen Vaterland nur wenig' Eingeweihte, die diesen deutschen Schatz des Nordens kennen.

Ich stand und wußte nicht, was mich mehr ergriff: der deutsche Geist, der unseren Truppen hier entgegenjubilte oder der deutsche Geist versunkener Jahrhunderte, der von den Türmen, Kirchen, Giebelhäusern vertraut zu mir herübergrüßte.

Der Vorbeimarsch war beendet. Wir fuhren Schritt ins Innere der Stadt, um uns Quartier zu suchen.

Da kommt ein deutscher Junge an den Schlitten, zieht seine Pelzmütze vom Kopf: „Hat der Herr Leutnant schon Quartier gefunden?“

Als ich verneine, ist der Junge mit einem Sprunge auf dem Schlitten: „Dann bitte, kommen sie doch zu uns, Herr Leutnant!“

Ich nahm den frischen Buben auf den Schoß, ein Herr an meiner Seite stellte sich als Vater dieses prächtigen Jungen vor und bat mich, bei ihm Quartier zu nehmen.

Im Nu umstanden meinen Schlitten viel herzlich-hilfbereite Menschen, die mir samt meinem Burschen,

Pferden, Schlitten in ihrem Hause Wohnung geben wollten.

Und so wie mir, ging es wohl manchem, der diesen Tag des Einzugs miterlebte.

Gleich einem heil'gen Götterfunken entzündete die Freude die Herzen dieser deutschen Stadt.

Vom hellen Kinderlachen bis zum milden Lächeln stiller Greise klang nur ein einziger Dankakkord durch das befreite Reval.

Der Schloßplatz auf dem felsigen Dom bot ein besonders stimmungsvolles Bild.

Hier hat sich Revals Jugend am schnellsten mit den deutschen Jägern angefreundet. Ob Bürgers-tochter, ob junge Komteß, sie alle scherzen, tanzen, singen mit den vergnügten grauen Kriegern.

Zwei mächtige Wachtfeuer erhellen den tausend-jährigen, buntbelebten Platz und hüllen das Bild in flackerndes Rot.

Am Schloßeingang geht es besonders fröhlich her. In bunter Reihe sind sie angetreten. Der Stahlhelm wechselt mit dem zarten, pelzumbränten Mädchenkopf, und glockenhelle Mädchenstimmen klingen hinein in den neckisch-scherzenden Soldaten sang:

„Wir sind die deutschen Barbaren,

Zupfen die Mädchen an den Haaren!“

Dazwischen rufen Olai's Kirchenglocken — nach langer Zeit — zum ersten Mal die Dankbaren zum Gotteshaus.

Das fröhliche Treiben auf dem Platz verstummt.

Allmählich sinkt die Nacht hernieder. — Reval schläft sicher unter deutschem Schutz.

Am nächsten Morgen liegt zarter, frischgefallener Schnee wie flockige Schleier über der Stadt.

Ich wandere ohne Ziel durch die verschneiten Straßen und stehe immer wieder still vor den verträumten Winkeln, den malerischen Häusergruppen auf dem Dom.

Durch einen schmalen Toreingang führt mich der Weg ganz unvermittelt auf einen kleinen, freien Platz, der wie ein Burggarten am steilen Fels gelegen ist.

Von hier aus schweift der Blick aufs eisdurchwühlte, weite Meer, das seine eisbelad'nen Wellen fast bis zum Fuß des hohen Glintes wirft.

Zu beiden Seiten dieses stillen Gartens stehen, wie Wächter aus vergangner Zeit, zwei kleine, altersgraue Adelshäuser. Sie sind so schwindlig nahe an den Rand des Glints gebaut, daß man beim ersten Anblick fürchtet, sie könnten eines Tag's hinuntergleiten.

Doch dabei stehen sie festgegründet. Denn ihre Fundamente sind mit dem Fels verwachsen.

Als ich vom Dom heruntersteige, führt mich der Weg die lange, graue Stadtmauer entlang.

Die alten Festungstürme sind noch alle wohl- erhalten. Die Gildenhäuser heute noch bewohnt und in dem Haus des Korps der Schwarzen- Häupter herrscht noch derselbe Brudergeist der edlen Gründer.

Am Abend dieses Tages war ich in einer alteingesessenen, baltischen Familie.

Dort spiegelte sich noch einmal alles wieder, was das befreite Reval in diesen Tagen innerlich erlebt.

Doch keiner traf die Stimmung ergreifender als der Herr dieses gästlichen Hauses, der am Einzugs- tage die kurzen Worte niederschrieb:

Zu groß war dieser letzten Wochen Leid,
Zu übergroß das Glück am heut'gen Tage,
Als daß ich jetzt das Leid in laute Klage,
Das Glück in laute Jubelworte kleid!

Ich kann nichts singen, und ich kann nichts
sagen, —
Vor dem, was jetzt durch meine Seele geht,
Verstummt der Schmerz, und meines Herzens
Schlagen
Fand einen Ausdruck nur — ein still Gebet.“

Ein Dankgebet.

Es gibt Menschen, die hören auch gern einmal etwas vom Danken und Beten.

Mir sind sogar Männer begegnet — keine Schwärmer, sondern frohe, freie Menschenkinder — die da sagen, daß unser ganzes Dasein ein einziger großer Grund zum Danken sei.

Dagegen traf ich andere, die immer wieder fragten: „Wofür habe ich zu danken? Am allerschlimmsten geht es mir ja freilich nicht, aber hundert andern geht es ebenso gut, — ja noch viel besser! Es wäre Heuchelei, wollte ich mir einreden, daß ich besonderen Grund zum Danken hätte.“

Mir aber scheint's, es ist ganz garstige, ärmliche Gesinnung, wenn jeder meint, er brauche nur für das zu danken, was er vor andern voraus hat. Wird denn ein Gut, das unser ist, dadurch geringer,

daß auch andere Menschen es besitzen, oder gar darum, weil dieses Gut für immer uns gehört? Würden wir nur mehr denken — dann würden wir auch mehr danken!

Ganz ähnlich ist's mit unserem Beten. Ein selten nüchterner Verstandesmensch, der Dichter Lessing, sagt einmal: „Ein einziger dankbarer Gedanke gen Himmel ist das vollkommenste Gebet.“ Da ist das Denken — Danken — Beten in ein kurzes Wort zusammengefaßt.

Freilich — ich habe unter meinen Schützlingen im großen Berliner Zellengefängnis auch Männer gesprochen, die nie die Stunde durchlebt, da treue Mutterliebe ihnen die Kinderhände zum Gebet gefaltet, — die sich noch damit brüsteten, daß sie weder Vater noch Mutter jemals gekannt.

Aber ich habe auch eine Stunde erlebt, da Tausende von Menschenherzen nichts anderes wollten — und auch nichts anderes konnten — als danken und beten.

Das war der Tag, da Revals Männer, Frauen und Kinder sich mit unseren deutschen Kameraden in St. Olai zum Dankgebet zusammenfanden.

Man hatte die Gemeinde aus ihrem eigenen Gotteshause vertrieben, die Kirche als Volkseigentum erklärt und sie zum Volkshaus ausgerufen, darin kein andrer, als der ernannte Kommandant zu herrschen habe.

Mit der Ankunft der Deutschen wurde das Volkshaus wieder ein Gotteshaus.

Als das befreite Reval den ersten Sonntag feierte, faßte das weite Gotteshaus bei weitem nicht die Tausende dankender — denkender Menschen.

Was ich an diesem Höhepunkte meines Lebens der tiefbewegten Dankgemeinde sagen durfte, schöpfte ich aus dem Gotteswort bei Lukas 19:

„Und als er nahe hinzukam, sah er die Stadt an und weinte über sie und sprach: Wenn doch auch du erkennetest zu dieser deiner Zeit, was zu deinem Frieden dienet! — Und er ging in den Tempel und fing an auszutreiben, die darinnen verkauften und kauften und sprach zu ihnen: Es steht geschrieben: „Mein Haus ist ein Bethaus; ihr aber habt es gemacht zur Mördergrube!“

„In der sechshundertjährigen Geschichte dieses ehrwürdigen Gotteshauses gibt es wohl wenige Tage, die den heutigen an innerem Gehalt und weittragender Bedeutung übertreffen.

Glaubensbrüder aus allen Gauen unseres deutschen Vaterlandes treten heute hier vor das Angesicht des lebendigen Gottes — legen für diese Stunde das Schwert aus der Hand — und falten die Hände zu Dank und Gebet.

Und mit uns, Kameraden, danken die Stammesbrüder dieser großen Stadt, danken die Glaubensbrüder dieses ganzen Landes, — Deutsche und Esten — sofern sie sich an Gottes Wort, — an Sitte — Recht und wahre Freiheit halten, — danken, daß das gequälte Land befreit, daß die Willkür der

Schreckensherrschaft zu Ende und Recht und Ordnung wieder gelten sollen.

Wer es unter uns aber noch nicht genau gewußt, weshalb unser Kaiser uns hierher befohlen und Marschall Hindenburg uns drauf marschieren ließ, der hat es in den Tagen unseres Einzuges in diese alte deutsche Hansa-Stadt erfahren.

Kameraden, ich rufe euch in dieser Dankesstunde all die unvergeßlichen Bilder in die Erinnerung zurück! Vergeßt es nie, wie die Mütter ihre Kinder hochhoben, damit der Anblick der deutschen Befreier sich unauslöschlich in die jungen Seelen präge, — vergesst es nicht, wie die Jugend mit strahlenden Augen uns umjubelte, wie gereifte Männer und Frauen aus hohen und niederen Stuben uns mit Dankesblicken, — Dankesworten überschütteten, und wie bei all der Freude ihre Augen sich immer wieder füllten mit aufsteigenden Tränen.

Und wenn manch blutig Bild aus schweren Kampftagen in deiner Seele haften blieb, dann, Kamerad, stell' ihm dies Bild der Dankbarkeit und Liebe gegenüber. Es sind ja Vorboten des Friedens, die uns in diesen Tagen hier so mild und traulich grüßen.

Denn jeder, dessen Herz noch nicht ganz roh und kalt und tot ist, — jeder, der dieses geknechtete, nach friedlichem Leben lechzende Land gesehen, der möchte es über den Kreis dieser dankerfüllten Festgemeinde — ja über die Grenzen dieses unglücklichen Landes hinausrufen in die ringende, seufzende

Welt: „Wenn doch auch du erkennetest zu dieser deiner Zeit, was zu deinem Frieden dienet!“

Aber wenn uns deutschen Soldaten hier immer aufs neue Dank entgegengebracht wird — so wollen wir ihn an den weitergeben, dem er in erster Linie gebührt — an unseren Kaiser und Herrn. Er ist es ja, der seinen strahlenden Schild über jeden treuen Deutschen hält, er ist es, der in Wahrheit — ohne viele Worte — die herrlichsten Güter dieser Erde schützt — voran den heiligen Glauben unserer Väter.

Wir können gewiß sein, er weist uns alle — Kriegsleute wie friedliche Bürger und Frauen — mit unserem Dank zu dem ewigen Gott, vor dem er sich selber beugt in Dankbarkeit und unerschütterlichem Vertrauen.

„Darum kommen wir zu dir, du ewiger Lenker der Völker und der Menschenherzen, und danken dir, daß du den Führer unseres Nordkorps und seine Truppen sicher hierher geleitet über das schimmernde Eis des Meeres und durch das tiefverschneite Land. — Nimm die teuren Kameraden, die hier auf Estlands Erde ihr Leben ließen, in den Frieden deines Reiches auf und gib all denen, die um ihren frühen Tod in Trauer und in Tränen sind, deinen Trost und Frieden ins Herz.“

Von uns Lebenden aber nimm Lob und Dank in Gnaden an.

Wir wollen nicht jubeln, daß wir so leichten Kampfes dieses Land besetzt — wir kamen ja nicht als beutegierige Eroberer, sondern als Männer, die

dieses hartgeprüfte Land aus der Gewalt gewissenloser Häscher befreien.

Wir wollen nicht triumphieren, daß „des alten Deutschen Reiches Nordmark“ ohne deutsche Hilfe innerlich zerfallen und zerbrochen wäre, nein, wir wollen hoffen, daß dieses schöne Land wieder innerlich erstarke und freie Bürger in ihm wohnen, Männer und Frauen, die miteinander und für einander nach dem Worte leben:

„Doch der Mensch in ihrer Mitte
Soll sich an den Menschen reih'n,
Und allein durch seine Sitte
Kann er frei — und mächtig sein!“

Denn klarer und eindringlicher als man es mit Worten sagen kann, hat es dieses Land mit seinem tausendfachen Ruf nach Freiheit in dem letzten Jahre erfahren, daß es nur einen Weg zur wahren Freiheit gibt. Der ist uns vorgezeichnet durch das Gotteswort: „Wo der Geist des Herrn ist — da ist Freiheit!“

Wo wahre Freiheit herrscht — da lebt auch echter Friede. — Kameraden, wie steht es mit dieser Freiheit — diesem Frieden — in unserem eigenen Leben? — Wir wollen in dieser Stunde einen ernsten, tiefen Blick tun in unser eigenes Herz — ach, vielleicht genügt schon ein flüchtiger.

Ich sage dir, da hebt ein Fragen an in deiner Brust — es klingt und klingt, und ob du's hören willst oder nicht, es stürmt dir ans Gewissen: „Wenn

doch auch du erkennetest zu dieser deiner Zeit, was zu deinem Frieden dienet!“

Kameraden, wir wissen, daß wir alle in dem langen, haßerfüllten Kriege unendlich oft Gefahr laufen, den Frieden des Herzens zu verlieren. Soviel Kummer in unserem Herzen, soviel Zweifel in unserer Brust, soviel Sorge um unser Haus, — soviel Sünde in tausendfacher Gestalt. Und manchen sahen wir, der in den Dienst der Sünde trat, allmählich sank und unterging.

Darum ist eins gewiß: Wir brauchen einen, der uns stärkt — und stützt und rettet! Wir brauchen den großen Führer und Held, der trotz der Anfechtung, in der er täglich stand, den Frieden seines Herzens sich bewahrte.

Und wer die Religion des Schlachtfeldes auch nur ein wenig kennen gelernt hat, der weiß, daß selbst die tosenden Wetter der Schlacht den Herzensfrieden nimmer töten können.

Denn wer da meint, unsere Brüder im Felde kämen ohne diesen Heiland aus, den führe ich in die mörderische Nacht der Schützengräben, wo trotz der Hölle, die man dort durchlebt, der Glaube an den Himmel nicht erlöscht. Ich führe ihn an die unzähligen Leidensstätten unserer Verwundeten, wo täglich der Tod seinen Einzug hält — und dennoch Tag für Tag das Wort des Lebens siegt.

Wer noch andere Zeugen hören will, den weise ich an die großen Führer unseres Volkes, zuvor an unsern Marschall Hindenburg. Ist's wirklich nur ein

Zufall, daß das unerschütterliche, geradezu kindliche Vertrauen der gewaltigen Millionenheere Deutschlands gerade diesem Manne gilt, der ein „Mann mit Gott“ ist, der es immer wieder freimütig und offen ausspricht, daß die größte Quelle seiner Kraft im Gottesglauben und im Worte Gottes ruht?

Noch lebt der alte Gott in unserem Volk und unseren Führern, und Wahrheit bleibt die alte Losung: „Wer ist ein Mann? — wer beten kann und Gott dem Herrn vertraut!“ —

Und ihr, liebe Freunde aus der Stadt? Wie steht es mit dem Frieden eures Herzens? Je näher wir mit eurem Schicksal vertraut werden, um so tiefer wird unser Verständnis für das Leid, das ihr um eures Deutschtums willen tragen mußtet.

Wir haben es ja jetzt mit eigenen Augen gesehen. Man wütete nicht nur gegen den Adel des Landes — man wandte sich auch gegen den deutschen Kaufmann, der seit der Zeit der Hansa der Stolz und Hort dieser schönen Stadt geblieben ist. Man schleppte die Pastoren aus Stadt und Land, oft gegen den Willen ihrer Gemeinden, vors Tribunal — ins Gefängnis — in die Verbannung. Kurz, jeder Deutsche und jeder friedliebende, gesittete Este — er war gebrandmarkt und geschändet.

Nun läßt dich jenes Bild nicht los, als man die Frauen und Mädchen des Nachts aus euren Häusern holte — als man eure Männer und greisen Väter von euch riß und sie in Gefängnishaft und in Verbannung schleppte. Deine Gedanken — sie wandern

wohl grade in dieser Stunde weit fort zu deinen Lieben, die im Elend sind. — „Ach, wär' er jetzt an meiner Seite — könnt' er mit mir heut' diesen Tag der Freiheit und des Dankes schauen!“

Wenn es so in dir fragt und stürmt und gar nicht stille werden will in deiner Brust, dann höre doch, was unser Heiland dir in dieser Stunde sagen möchte! „Wenn doch auch du erkennetest zu dieser deiner Zeit, was zu deinem Frieden dienet!“

Wenn dich Menschen kränken durch Verrat und Trug,

Sollst du des gedenken, was dein Herr ertrug.
Kommen trübe Tage — sieh allein auf ihn —
Freundlich — ohne Klage — geh' durch Dornen
hin! —

Zeiten der Demütigung und des Leides wollen uns stets nur läutern und zu Gott führen. Hast du dich dorthin führen lassen?

Behaltet diese Zeit, da alles Göttliche verspottet und alles wahrhaft Menschliche zertreten ward, da ihr am Abgrund eines eklen Pfuhles standet und vor dem Absturz gnädiglich behütet bleibt, — behaltet diese Zeit für Kind und Kindeskind im Gedächtnis!

Ihr habt es miterlebt, dass Menschenwillkür an dem Willen Gottes jäh zerbrach. Und wenn Menschen diese Zeiten vergessen sollten und von ihnen schweigen, dann werden die Steine reden — die Steine dieses Gotteshauses!

Sie waren ja Zeuge, als irregeleitete, verblendete Menschen in diesen Mauern feilschten — markteten

und teilten, was ihnen nicht gehörte. Sie haben es miterlebt, als über diesem unglückseligen Treiben in Flammenschrift das Wort erstand: „Mein Haus ist ein Bethaus, — ihr aber habt es gemacht zur Mördergrube!“

Dann kam die Wendung durch Gottes Fügung. Hatten sie dies Gotteshaus ein „Volkshaus“ genannt, in dem sie wohnen und wüsten und sich selbst vergöttern wollten — das Feld hat dennoch der behauptet, der da spricht: „Wohlan, Ich will unter ihnen wohnen und will ihr Gott sein, und sie sollen mein Volk sein!“

Sollte vielleicht einer von denen heute unter uns weilen, die damals über das Altarbild des Gekreuzigten mit rohen Worten spotteten: „Auf eine Wunde mehr kommt's dem nicht an!“ — den möchte ich in dieser Stunde bitten: „Sieh noch einmal in diese ernsten Heilandsaugen — sie fordern nicht zu Spott und Hohn heraus, sie wollen auch dich in milder Güte bitten: „Wenn doch auch du erkennetest, — was zu deinem Frieden dienet! —

„Kameraden — durch unser Kommen ist das „Volkshaus“ wieder ein „Bethaus“ geworden. Wollen wir uns dessen rühmen und selbstzufrieden wieder unserer Wege ziehen?

Ich denke, gerade die hohe Aufgabe, Erlöser und Erretter zu sein, stellt jeden Einzelnen von uns vor die hohen Forderungen Christi. Und so ist es mir, als schaute unser Heiland in dieser Morgenstunde auch auf diese grosse Stadt hernieder.

Sag', wird sich sein Auge wieder mit Tränen füllen, — wird er wieder klagen müssen: Wenn doch auch du erkennetest, was zu deinem Frieden dienet? — Wird uns heute noch sein flammendes Wort treffen: „Mein Haus ist ein Bethaus!“? — In dieser Feierstunde neigt sich hier wohl jedes Herz zum Danken und zum Beten.

Aber Gottes Haus reicht höher hinaus, als sich die Steine dieses Baues zu Turm und Wölbung schichten. Gott wohnet nicht nur in Tempeln von Händen gemacht.

Dich predigt Sonnenschein und Sturm.
Dich preist der Sand am Meer, —
Bringt, ruft auch der geringste Wurm,
Bringt unserm Schöpfer Ehr! —

Und mich und dich, mein Christ, hat unser Herrgott in dieses weite, wunderbare Gotteshaus hingestellt, und er verlangt als Dank nur eins von uns: „Macht es nicht zur Mördergrube!“

Auf welche Höhe führt uns dieses Wort: „Mein Haus ist ein Bethaus!“ Ist das Gebet an einen Ort gebunden? Nein! Ob das stille Kämmerlein dir zur Sakristei wird — oder der rauschende Wald zum strebenden Dom — ob das Gotteshaus mit seinen brausenden Akkorden die Seele aufwärts führt, oder die Nacht mit leisem Finger dein Innerstes berührt, — jeder Ort ist ein Bethaus. — So die Religion Jesu. Sie übersteigt alle Schranken.

Wo immer gebetet wird aufrichtigen Herzens —

im russischen Blockhaus oder im französischen Dom, im schlichten Dorfkirchlein daheim, oder auf den Knieen am Bette eines teuren Menschen — da ist ein Allerheiligstes, dort ist ein Bethaus.

Von dieser weltumspannenden Weite führt uns das Wort noch einmal zurück in den engsten Kreis persönlichen Lebens.

Es gibt ja viele unter euch, Kameraden, die dieses Wortes Segen im eigenen Leben kennen lernten — und wenn man euch nach Weib und Kind — nach eurer Heimat, eurem Hause fragt — dann leuchtet es in euren Augen — trotz mancher Sorge, die das Herz verdunkelt: „Mein Haus — ist ein Bethaus!“ —

Und du junger Kamerad, der du bald ein eigenes Heim dir gründen willst — sprich einmal ernst und ruhig darüber mit deinen älteren Kameraden. Ich sage dir — es gibt kein grösseres Glück auf dieser Erde, als wenn du jedem, der nach deinem Hause fragt, mit Dank im Herzen antworten kannst: „Mein Haus ist — kein Klagehaus — kein Sorgenhaus — kein Sündenhaus, mein Haus ist — ein Bethaus!“

Das ist der Weg zum Bau des Reiches Gottes hier auf Erden.

Noch sind wir freilich von der Vollendung weit entfernt. Und gerade der Krieg hat uns diesem Ziele nur wenig näher gebracht. So vieles, was uns lieb und unverletzlich heilig war am Christenglauben und an Christenpflicht — es ist zerbrochen und zertreten. Nie hat ein Krieg das Christentum auf eine so harte Probe gestellt.

Aber auch noch nie, seit den Tagen Jesu — ist dem wahren Christenmenschen so herrliche Gelegenheit gegeben, die stille, siegende Kraft des Christentums an sich selber und bei seinen Mitmenschen zu erleben. Dass wir uns doch alle der unvergleichlichen Größe dieser Zeit wahrhaft bewusst würden!

Und wenn einst kommende Geschlechter fragen werden: Wie hieß das Losungswort der Christen an jenem Wendepunkt der Weltgeschichte? Dann sollen sie die siegesfrohe Antwort hören: Das war unser Halt, das unsre Zuversicht: „Unser Glaube ist der Sieg — der die Welt überwinden wird!“

Fragst du wie das geschehen wird? — Durch Zorn und durch Liebe!

Wohl uns, wenn wir etwas besäßen von dem heiligen Jesuszorn gegen die Verzerrung der Religion, die am Buchstaben hängt und den Geist verliert, gegen die Verflachung des Lebens, die das Dasein nur nach Soll und Haben einschätzt — gegen die Sünde in ihrer tausendfachen Gestalt.

Nichts tut uns so not in dieser Zeit, als dieser flammende Zorn, mit dem Jesus die Geißel schwingt, um der Lüge — der Heuchelei — der Hohlheit die Maske vom Gesicht zu reißen!

Wenn so der Zorn sein heilig Werk getan, dann kann die Liebe ihre Kraft entfalten. Jesus hat einmal von dieser seiner Liebeskraft gesagt: „Ich bin gekommen, dass ich ein Feuer anzünde auf Erden. Was wollte ich lieber, denn es brennete schon!“

Jetzt ist die Zeit gekommen, da dieses Feuer
brennen muß in jedem Herzen und in jedem Haus!

An seiner Liebe muß unsere Liebe wachsen,
wenn die zerrissene Welt noch jemals innerlich genesen
soll. — Ich sehe keinen anderen Weg. Seht, Kame-
raden — wie durch unseren heiligen Zorn die Welt
ein anderes Antlitz erhielt — so muß die Welt durch
unsere Liebe ein neues Herz erhalten. Denn:

„Wenn Deutschland seine Sendung vergißt,
Wenn Deutschland, nachdem es die Meere befahren,
Den Völkern nicht mehr Führer ist
Zum Innenland des Unsichtbaren,
Zu Gott und Geist,
Wenn Deutschland versäumt seine heilige Sendung
Und nicht mehr vorausgeht im Drang nach Voll-
endung,
Wenn es vom Haß, der in Spannung hält
Die eiserne Welt,
Zu neuer Liebe den Weg nicht weist —
So wisse: dein Glück und dein Reich zerschellt!“

So heilig ernst ist dein Beruf — du deutscher
Jüngling, deutscher Mann — du deutsches Weib, du
deutsches Mädchen! Wir sind nicht nur Zeugen
dieser grosser Zeit — nein, wir schaffen mit, wir
dulden mit! Wir säen die Saat, wir bauen das Haus —
wir opfern das Leben — und die gewaltige Zukunft
steigt herauf in erhabener Kraft — durch Zorn und
durch Liebe!

Und wenn du abseits gestanden Jahr um Jahr —
und heute — nach langer Zeit — wieder etwas

spürtest von dem Feuerhauch der göttlichen Liebe, —
dann danke Gott für diese Stunde.

Er hat ja für uns alle nur den einen Wunsch,
es möge mit allem Dank und aller Freude zugleich
sein Wort uns niemals mehr aus unsrer Seele
schwinden: „Wenn doch auch du erkennetest zu
dieser deiner Zeit, was zu deinem Frieden dienet!“ —

Nachklang.

In stillen, glücklichen Stunden entwarf ich diese schlichten Bilder.

Doch noch bevor ich sie vollendet, steigt meines Volkes schwerste Schicksalsstunde wie grausige Schatten der Nacht herauf.

Mich schreckt dies nicht!

Ein Volk, das soviel reine Opfer dargebracht, wird seine kranke Seele an diesen heil'gen Opferflammen immer wieder neu entzünden.

Und über allen Herren dieser Welt thront unerschütterlich in Kraft und Milde der eine ewige „Herr der Welten“!

Alle Rechte vorbehalten.

Inhalt:

	Seite
Leitgedanken	3
Rosen der Liebe	5
Erblindet	9
Der Künstler	13
Abendsonne	17
Im Feld zur heil'gen Nacht	20
Emil Schäfer zum Gedächtnis	22
Ein Heldenfriedhof	34
Inselwinter	44
Mit dem Nordkorps über das Ostsee-Eis	49
in Erwartung der Deutschen	56
Im befreiten Reval	60
Ein Dankgebet	67
Nachklang	82
